

# Edgar Winds Thesen zur Geschichtsforschung

## Angewandt am Beispiel der Gemeinsamkeiten alttürkischer Schrift und europäischer Runen

---

In einer Zeit, wo nicht nur Reformer, sondern auch Despoten ihren Rechtsanspruch weniger von Gott als von ihren oft dürftigen Natur- und Geschichtskenntnissen herleiten, sind Experiment und Exegese zu Schicksalsmächten geworden, denen unser Dasein auf Gedeih und Verderb überantwortet ist.<sup>1</sup>

### Einleitung

In seinem Aufsatz „Über einige Berührungspunkte zwischen Naturwissenschaft und Geschichte“<sup>2</sup> erläutert der Kunsthistoriker und Philosoph Edgar Wind ein philosophisches Konzept, dessen methodologischen Grundgedanken er bereits im Jahre 1926 in einem Vortrag auf dem „Sechsten internationalen Kongreß für Philosophie“ an der Harvard University skizzierte und im Jahre 1930 in seiner Hamburger Habilitationsschrift „Das Experiment und die Metaphysik. Zur Auflösung der kosmologischen Antinomien“ ausführlich darlegte.<sup>3</sup> Entgegen der Wissenschaftslehre von Wilhelm Dilthey beschreibt Wind nicht nur einen zeitlichen „Berührungspunkt“ und „Übergang“ zwischen Natur und Geschichte, sondern auch „formale Entsprechungen [und Zusammenhänge] zwischen den wissenschaftlichen Verfahrensweisen, durch die wir jede dieser beiden Welten erkennen und auf uns wirken lassen.“<sup>4</sup> Im ersten Teil seiner Habilitationsschrift entwirft er eine „Theorie des Experiments“, welche er auch auf die Geschichtsforschung bezieht. Nach seinem methodologischen Konzept sei die Rückwirkung eines physikalischen Experiments oder einer historischen Urkundendeutung die Bestärkung oder Änderung unserer Vorstellungen und wirke sich „mittelbar auch in unseren Handlungen aus.“<sup>5</sup>

Im Folgenden sollen Winds methodologischen und philosophischen Thesen über die Geschichtsforschung erarbeitet und dargestellt werden. Entsprechend Winds „Theorie der Verkörperung“ sollen jene dann auf ein geschichtswissenschaftliches Untersuchungsbeispiel bezogen und an diesem „erprobt“ werden. Das Ergebnis dieser Untersuchung soll abschließend Aufschluss über die „Wirklichkeit“<sup>6</sup> von Winds Thesen geben. Das hierzu herangezogene Untersuchungsmittel ist die Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten von so genannten „türkischen Runen“ und europäischen Runen. Nach der verbreiteten Auffassung haben jene mit diesen „nichts gemein“. Dem entgegen behauptete Heinrich Werner im Jahr 2007 den gemeinsamen Ursprung der Schriften. Damit stehen sich in der Forschungslandschaft zwei gegensätzliche Grundannahmen gegenüber, von denen beide jeweils zu prüfen und die evidentere zu übernehmen ist.

### Edgar Winds Thesen zur Geschichtsforschung

In seiner Arbeit zur Habilitation an der philosophischen Fakultät in Hamburg behandelt Edgar Wind maßgeblich naturwissenschaftliche Begriffe. Dennoch richtet er sein Buch „in erster Linie an Geisteswissenschaftler [...]\“. Diese dürfen die „schar-

fe Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften [...] nicht länger als selbstverständlich hinnehmen [...].<sup>7</sup> In seiner philosophischen Abhandlung „Über einige Berührungspunkte zwischen Naturwissenschaft und Geschichte“ führt er an, dass „gerade derjenige Naturbegriff, dem einst Dilthey seine ‚Geisteswissenschaften‘ entgegenstellt [habe], [...] von den Naturforschern selbst längst aufgegeben [worden sei...].<sup>8</sup> Die Zirkelhaftigkeit wissenschaftlicher Forschung betreffe nicht, wie Dilthey ausrief, nur die Geistes-, sondern nach Wind auch die Naturwissenschaft. Ebenso wie zum Beispiel der Historiker ein Teil der „gesellschaftlich-geschichtlichen Welt“ sei, so sei auch der Physiker ein Teil der „Natur“, in der er lebt und die er erforscht.<sup>9</sup> In beiden Erkenntnisrichtungen nutze der Forscher Mittel, die selbst Teilobjekte des zu Erforschenden sind<sup>10</sup> und in beiden Fällen sei eine einseitige Entscheidung über ein rein geistiges oder rein materielles Verhältnis zwischen dem Forscher und dem zu Erforschenden „falsch“.<sup>11</sup> Zur genaueren Untersuchung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses beschränkt Wind sich in seiner Habilitationsschrift zunächst auf die Verfahrensweisen in einem physikalischen Experiment.<sup>12</sup> Dieses vergleicht er insbesondere mit der Urkundendeutung und führt an: „Was sich für das physikalische Instrument herausgestellt hat, lässt sich auch über das historische Dokument erweisen.“<sup>13</sup> Im Folgenden sollen zunächst Winds Thesen zur Geschichtsforschung anhand seiner „Theorie des Experiments“ erarbeitet und anschließend seine Theorie über die Rückwirkung derselben zur „Selbstverwandlung des Menschen“ erläutert werden.

## Winds Theorie des Experiments

Alle Kenntnis über physikalische Gesetze gründet sich auf die Ergebnisse physikalischer Messung. Physikalische Messungen sind aber als physikalische Vorgänge den Gesetzen, die sie erschließen sollen, selbst unterworfen. Daher kann der Physiker die Exaktheit eines Experiments nicht anders prüfen und begründen, als indem er die Gesetze, die in ihm erprobt werden sollen, bereits als bekannt voraussetzt.<sup>14</sup>

Angelehnt an Erkenntnisse in der Physik der 20er und 30er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, neben anderen an Arthur Stanley Eddingtons „Einsicht in den Zirkelhaften Verlauf der physikalischen Urteilsbildung“ knüpfend, problematisiert Edgar Wind die „scheinbare Paradoxie“ der wissenschaftlichen Forschung am Beispiel der Physik. Der Physiker erschließe die Welt „von innen her“, mit Mitteln, die die Welt ihm selbst zur Verfügung stelle. Dabei müsse er die Naturgesetze kennen und an den physikalischen Objekten voraussetzen, wenn er sie als Instrumente benutzt.<sup>15</sup> Wie kann er die Naturgesetze aber voraussetzen, wenn er sie durch jene erst erschließen muss? Wind lehnt eine „prästabilisierte Harmonie im Sinne Leibniz“ und auch eine „,[notwendige] Identität in der Ordnung und Verknüpfung der ‚Dinge‘ und ‚Ideen‘“ nach Spinoza ab.<sup>16</sup> Auch August Comtes „Cours de Philosophie Positive“ biete keine Lösung für den Zirkel des Forschungsprozesses, da sich die Spekulationen im theologischen oder metaphysischen Stadium nicht dem „rein logischen Verfahren“ bedienten und im „positiven Stadium“ keine „methodische Progression“ möglich sei, da der Forschungsprozess nur noch der „Darstellung des bereits Erschlossenen“ diene.<sup>17</sup> In seiner „Theorie des Experiments“ entwirft Wind

ein methodologisches Konzept, für das er in der Natur- sowie der Geisteswissenschaft Gültigkeit erhebt und an dem er insbesondere die Gemeinsamkeiten der physikalischen und historischen Forschung aufzeigt. Im zweiten Teil seiner *Habilitationsschrift* führt er seine methodologischen Thesen zur „Auflösung der kosmologischen Antinomien“ an und behauptet die Möglichkeit einer „experimentellen Reduktion“ derselben. Darin fordert Wind eine grundgreifende Revision der kantischen Lehren.<sup>18</sup>

In seiner „Theorie des Experiments“ verordnet Wind den Menschen epistemologisch zwischen einem Gott<sup>19</sup> und einem Tier. Die Erkenntnismittel, die er gebrauche, seien wie er selbst Teile der Welt, die ihm im Wesentlichen unbekannt ist.<sup>20</sup> Der Mensch verfüge nicht wie ein Gott über einen „unendlichen Verstand“ und ihm sei auch kein „außerweltlicher Standpunkt“ zugänglich.<sup>21</sup> Im Gegensatz zum Tier, „das die Ambitionen und Verlegenheiten der Intelligenz nicht [kenne]“ und für welches „Erfahrung“ ein „biologischer Prozess der Gewöhnung“ sei, verfüge der Mensch über eine „reflektierend[e] Besinnung“. Dessen Bewusstsein sei „so geartet [...], dass die Vorstellung der Möglichkeit eines Dings sich vom Erlebnis seiner Greifbarkeit loszulösen [vermöge], um sich auf Gebilde ideeller Bedeutsamkeit zu richten,“ die in der erfahrbaren Welt erst erprobt werden müssten.<sup>22</sup> Dazu müsse der Mensch seine vorgefassten „Ideen, Begriffe, Visionen“ auf individuelle Objekte der erfahrbaren Welt beziehen und an ihnen „verwirklichen“. Ob sich die individuellen Objekte zur „Verkörperung“ der vorgefassten Annahmen eignen, das heißt, ob diese auf jene zutreffen, könne der Mensch a priori nicht wissen. Denn „läge die Welt offen

vor uns,“ dann bräuchten wir sie nicht erst erschließen.<sup>23</sup> Daher müsse der Mensch eine „experimentelle Hypothese“ aufstellen, die besagt, dass sich die individuellen Objekte den vorgefassten Annahmen entsprechend verhalten.<sup>24</sup> Jede Übereinstimmung dieser Annahmen und der individuellen Objekte bekräftige ihre empirische Gültigkeit und die Hypothese, dass sich die individuellen Objekte zur „Verkörperung“ jener Vorstellungen eignen.<sup>25</sup> Wogegen der Mensch sich bei einem „Mißerfolg“ erneut auf Ideen besinnen und diese durch einen erneuten „Akt der Verkörperung“ erproben müsse.

„Da wir [...], solange wir die Welt erschließen und nicht bloß betrachten, auf Geräte angewiesen sind, deren Wesen uns in demselben Maße unbekannt ist, in dem wir die Welt, der sie angehört, noch zu erkennen haben, – bleibt die Hypothese, die im Akt der Verkörperung liegt, für den Erkenntnisprozeß unentbehrlich; ja, sie geht der Aufnahme des allereinfachsten Tatbestandes notwendig voran.“<sup>26</sup>

Durch den „Akt der Verkörperung“ erhalte man eine empirisch beobachtbare Antwort auf eine logische Frage. Der „Akt“ sei „meta-logisch“, weil der Mensch in ihm, durch die hypothetische Voraussetzung der empirischen Gültigkeit seiner Annahmen, aus der geschlossenen Ebene der Logik greife. Zugleich sei dieser Akt „metaphysisch“, weil der Mensch, durch die Übertragung logischer Annahmen auf individuelle Objekte der erfahrbaren Welt, die Beschränkungen der reinen Empirie überschreite.

Nach Wind lösen seine „Theorie der Verkörperung“ und „Eignungsurteile“ den Zirkel in der physikalischen und historischen Forschung auf, wobei das „Prinzip der inneren Grenzsetzung“ zur Anwendung käme. Demnach nehme der Forscher an,

dass alle Teile innerhalb des Ganzen den Gesetzen desselben unterliegen. Daher könne er durch die „Bedingtheit der Teile Aufschluss über die Strukturen im Ganzen“<sup>27</sup> erlangen. So müsse man zur authentischen Erkenntnisgewinnung als eine „notwendige methodische Bedingung“ fordern, dass „das Instrument oder das Dokument eine Stelle in der physikalischen oder historischen Welt einnehmen.“<sup>28</sup> So konstatiert Wind:

„Der Aufschluss, den wir über die Welt durch den Gebrauch eines Instruments suchen, ist stets zugleich ein Aufschluss über die Stellung des Instruments in der Welt.“<sup>29</sup>

So stelle man die „Beziehung vom Teil zum Ganzen jedesmal [her], wenn [man] ein Meßinstrument zu konstruieren oder eine historische Quelle zu interpretieren [beginnt]“:<sup>30</sup>

„Für die Konstruktion des einen und die Interpretation der anderen müssen wir uns ein Urteil über die physikalische oder historische Gesamtkonstellation, an der sie teilhaben, bilden. Wir können uns dieses Urteil aber nur dadurch bilden, dass wir alle früher gesammelten Beobachtungen in ein System zu bringen suchen.“<sup>31</sup>

Dafür mache der Forscher „primäre (axiomatische) Annahmen“, mit deren Hilfe er „Einzelbeobachtungen in systematischer Weise aufeinander [...] beziehen“ könne. Des Weiteren fülle er die „Lücken“ zwischen den primären Annahmen durch „sekundäre (hypothetische) Annahmen“.<sup>32</sup> Wenn wir uns nun auf Grund eines solchen Systems an die Konstruktion eines Instruments oder die Exegese einer Quelle heranwagen, so wird das Ergebnis des Experiments (oder die Erschließung der Quelle) das vorgefaßte System entweder bestätigen oder widerlegen.<sup>33</sup>

Der Forschungsprozess bestünde daher im wesentlichen darin, dass man der Welt abfrage, ob man annehmen dürfte, dass die „Welt wirklich so ist wie [man] sie [sich denkt].“<sup>34</sup> So macht Wind darauf aufmerksam, dass „was immer die Antwort sein mag, wir sie durch Vernunft nicht zu bestreiten, sondern nur zu verstehen versuchen [können].“ Im Forschungsprozess berufe man sich auf „jene Ereignisse, welche das System erprobt und bestätigt oder spezifiziert haben.“<sup>35</sup> Dabei werde bei jedem Experiment das ganze System seiner eigenen Voraussetzungen erprobt.<sup>36</sup> So seien „was wir gewöhnlich ‚Tatsachen‘ nennen, nichts Letztes, nichts unmittelbar Gegebenes“.<sup>37</sup> Zur Verdeutlichung des Verhältnisses zwischen dem Forscher und der zu erforschenden Welt führt Wind folgenden Vergleich an:

„Der Forscher der seine Instrumente konstruiert und bedient, in dem guten Glauben, daß er in seinem Verfahren mit den allgemeinen Naturgesetzen – ‚in Übereinstimmung ist‘, lässt sich am ehesten einem Manne vergleichen, der in einem Lande, dessen Sprache und Gewohnheiten er nur unvollkommen kennt, ein Gefährt lenkt und sich dabei ‚mit den Regeln des Verkehrs in Übereinstimmung glaubt‘.“<sup>38</sup>

Wie das von Wind angeführte Alltagsbeispiel impliziert, sind in der Forschung „Unglücksfälle“ und „Zusammenstöße“ prinzipiell möglich und höchst wahrscheinlich. In der Forschung seien diese jedoch der eigentliche Grund, warum ein Forscher sich in den Forschungsprozess einschalte und, was er innerhalb des wissenschaftlichen Verfahrens suche.<sup>39</sup> Denn so könne er die „Spielregeln korrigieren [...], die er in seinem Verfahren hypothetisch [voraussetze].“ Das Ergebnis eines Experiments oder einer Quellendeutung bestärke entweder die empirische Gültigkeit des vor-

ausgesetzten Systems und der darauf geprägten Instrumente, oder widerlege das vorausgesetzte System und die „Eignung“ der individuellen Objekte zur „Verkörperung“ der Annahmen. Henri Poincaré zitiert Wind hervor, dass jede „Diskrepanz“ zwischen den hypothetisch vorausgesetzten Axiomen und der erfahrbaren Welt ein „Durchbruch zu neuen Erkenntnissen“<sup>40</sup> sei. Denn in diesem Fall müsse

„das vorgefaßte System, [...] nun in seinen sekundären Hypothesen und, wenn nötig sogar in seinen primären Axiomen abgeändert werden, so daß es die neue Tatsache in sich aufnehmen kann.“<sup>41</sup>

Jede Diskrepanz zwischen den Erwartungen und dem Ergebnis eines Experiments oder einer Quellendeutung weise die Richtung zur Korrektur der „[exakteren] Konstruktion von Instrumenten“ und „[schärferen] Quellenexegese“.<sup>42</sup> Dabei erschließe jede Änderung der Konstruktion von Instrumenten und jede Änderung der Interpretation von Quellen „neue Entdeckungsgebiete“.<sup>43</sup>

## Winds Theorie der Selbstverwandlung des Menschen

„Hat nicht Platon selbst die Kunst gefürchtet und aus dem Staat verbannt, weil sie den Menschen, der sich ihr aussetzt, verwandelt („verzaubert“, wie er sagt). Bis in die jüngste Zeit hinein haben große Dichter ihm, oft ohne es zu wissen, recht gegeben und sich der Fähigkeit des Zaubers gerühmt. Die Naturforscher sind meistens vorsichtiger gewesen. Ihr Anspruch gründet sich zwar auf noch größerem Recht, aber die Ausübung des Rechts ist auch mit viel größerer Gefahr verbunden; denn die Evidenz ist bei ihnen am handgreiflichsten.“<sup>44</sup>

In seinen Ausführungen betont Wind mehrmals eine „Verantwortung“ und „Gefahr“,

die von „Experiment und Exegese“ ausgehen. Diese hätten eine Rückwirkung zur Folge, die unsere Vorstellungen über unsere Um- oder Vorwelt entweder bestärkten oder veränderten. Jede Änderung unserer Vorstellungen über unsere Um- oder Vorwelt bedeute eine Änderung unserer Vorstellungen von uns selbst oder eine Änderung unserer eigenen Apparatur. In beiden Fällen wirkten die Kenntnisse, die durch ein Experiment oder eine Quellendeutung erlangt werden, sich „mittelbar auch in unseren Handlungen aus.“<sup>45</sup> Dabei sei die Grenze zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Umwelt ebenso wenig festzulegen, wie zwischen dem Menschen und seiner historischen Vorwelt.<sup>46</sup> Den wissenschaftlichen Forschungsprozess dafür beschreibt Wind grundsätzlich als „Eingriff“ des Forschers:<sup>47</sup>

„Der Physiker „stört“ die Atome, deren Zusammensetzung er erforschen will. Der Historiker „stört“ den Winterschlaf des Dokuments, das er aus einem verstaubten Archiv herholt.“<sup>48</sup>

Dabei „störe“ der Physiker den „natürlichen Zusammenhang“ der physikalischen Objekte und der Historiker „störe“ den „historischen Verlauf“, in dem das Dokument „abgelegt und vergessen“ worden sei.<sup>49</sup> Wind meint das Wort „Störung“ wörtlich und fasst es soweit, dass „es auch im positiven Sinn jede Erweiterung, Bestätigung, Erhöhung, also neben der inhaltlichen auch jede qualitative Veränderung unseres Glaubens“ umfasse. Im Bezug zur Geschichtswissenschaft führt Wind das Beispiel einer „Heldenverehrung“ an, die „durch einen Urkundenfund gestört“ werde. Zum einen „[erfahren] die Nachwirkung dieses Mannes durch den Urkundenfund eine Änderung.“ Des Weiteren „[weiche] unsere gegenwärtige Auffassung dieses Mannes

dank diesem Urkundenfund von der bisherigen Auffassung ab. Dabei seien beide Aussagen „vollkommen äquivalent“. Die benannte „Nachwirkung“ sei ebenso „real“, wie die „Transmission des Lichts von einem Stern“ und ließe sich im „geschichtlichen Raum und in der geschichtlichen Zeit mit der gleichen Präzision“ verfolgen.<sup>50</sup> Dennoch wirke es in der Geschichtsforschung zur Zeit Winds „überraschend“, wenn jemand behauptet, dass „die veränderte Kenntnis eines vergangenen Vorgangs unser eigenes Verhalten“ verände-re. In der Naturwissenschaft sei die ganze Tragweite dieses Umstands erst kürzlich erkannt worden:

„Jede Entdeckung innerhalb des Gebiets, das man ‚die physikalische Außenwelt‘ zu nennen pflegt, kann zu technischen Neuerungen führen, die unsere Umwelt und uns selbst verändert. Diese technischen Neuerungen mögen zunächst nur von beschränkter Auswirkung sein. Vielleicht ist es nur ein neuer Handgriff im Umgang mit den Instrumenten im Laboratorium. Bald dringt aber die Wirkung in die Pragmatik des täglichen Lebens ein und ruft hier Staunen oder Entsetzen hervor.“<sup>51</sup>

In seiner Abhandlung beschreibt Wind den „Aspekt der Selbstveränderung des Menschen durch die Rückwirkung seiner Erkenntnis“ für die Geschichtswissenschaft nur am Rand. Jedoch fordert er ausdrücklich, dass man im „Studium dieser Selbstveränderung“ die „naturwissenschaftliche und die historische Komponente“ zusammen sieht.<sup>52</sup> So urteilt Wind über Menschen, die die „Natur“ und „Geschichte“ erforschen drastisch: „Heute bedrohen sie, ob sie es wollen oder nicht, die Welt durch ihre ‚Entdeckungen‘.“<sup>53</sup>

## Überprüfung von Winds Thesen zur Geschichtsforschung am historischen Untersuchungsbeispiel

Um eine historische Quelle zu interpretieren, forme der Historiker, ebenso wie der Naturwissenschaftler, ein System von Annahmen, in welches er das individuelle Objekt logisch folgerichtig einordnen kann. Dabei stütze er sich axiomatisch auf seine bisherigen Beobachtungen und ergänze die „Lücken“ zwischen diesen so genannten „primären Annahmen“ mit „sekundären (hypothetischen) Annahmen.“ Diese hypothetische Herstellung der Beziehung zwischen dem „Teil“ und dem „Ganzen“ sei eine notwendige Bedingung der Quelleninterpretation, ebenso wie beim Experiment. Wind beschreibt das „Ereignis“ als einen „metaphysischen Akt der Verkörperung“. Der Forscher, in diesem Fall Historiker, versuche seine hypothetischen Annahmen an individuellen Objekten zu „verkörpern“, indem er in einem „meta-logischen Akt“ seine logisch folgerichtigen Annahmen auf individuelle Objekte der erfahrbaren Welt bezieht. Erst durch diesen „Akt“, den Wind auch als „störenden Eingriff“ des Forschers beschreibt, transformiere sich ein individuelles Objekt in eine historische Quelle. Um eine Antwort über die Wirklichkeit der vorausgesetzten Annahmen zu erlangen, müsse der Historiker nun ihr Zutreffen am individuellen Objekt erproben. Wenn seine Annahmen sich am individuellen Objekt bewähren, dann kann er sich weiterhin auf die Gültigkeit seiner Annahmen berufen und auch das individuelle Objekt in das System seiner Folgerungen aufnehmen. Wenn sich die vorgefassten Annahmen am individuellen Objekt nicht bewährten und somit dessen Dinglichkeit die wirkliche Gültigkeit der vorausgesetzten Annahmen widerlege,

dann müssten die vorgefassten Vorstellungen geändert werden. Das könne die hypothetischen, aber auch die axiomatischen Annahmen betreffen. Dieser Prozess lässt sich demnach in drei Schritte unterteilen:

1. Das Formen eines logischen Systems, in das Beobachtungen logisch folgerichtig eingeordnet werden können.
2. Die hypothetische Voraussetzung dieser logischen Folgerungen in individuellen Objekten der erfahrbaren Welt.
3. Die Erprobung der Hypothese, ob die individuellen Objekte den vorgefassten Annahmen entsprechen.

Das Ergebnis einer jeden Quelleninterpretation habe nach Wind eine selbstregulierende Rückwirkung auf die darin vorausgesetzten Annahmen. Darüber hinaus verwandle sich der Mensch, nach Winds Terminologie, selbst durch die Rückwirkung seiner Erkenntnis. Im Folgenden sollen seine Thesen zur Geschichtsforschung an einer historischen Quelleninterpretation erprobt werden.

**Anmerkung zur Eignung des ausgewählten Untersuchungsbeispiels als Untersuchungsmittel zur Erprobung von Winds Thesen zur Geschichtsforschung**  
Die im Rahmen dieser Arbeit zu erprobenden Thesen beziehen sich auf die Verfahrensweisen in einer historischen Quelleninterpretation. Winds Thesen erheben Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Dabei sei nach Wind ihre wirkliche Gültigkeit erst noch zu erproben. Dazu müsse ein geeignetes Untersuchungsmittel gesucht werden, in dem die vorgefassten Annahmen

„verkörpert“ werden sollen. Da sich Winds Thesen auf alle historischen Quelleninterpretationen beziehen, können sie an jeder einzelnen historischen Quelleninterpretation erprobt werden. Hier wird jedoch ein Untersuchungsbeispiel herangezogen, von dem vermutet wird, dass man an ihm nicht nur die Verfahrensweisen in einer historischen Quelleninterpretation, sondern auch die Rückwirkung der Ergebnisse gut erproben kann. Es handelt sich um die historische Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten alttürkischer Schrift und europäischer Runen.

### **Die Überprüfung von Winds Thesen am Beispiel der Gemeinsamkeiten alttürkischer Schrift und europäischer Runen**

Nach der verbreiteten Auffassung haben so genannte „türkische Runen“ mit „germ. Runen nichts gemein.“<sup>54</sup> Betrachtet man jedoch die wesentlichen Merkmale der Schriften, deren Erforschung bislang in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen erfolgt ist, ihre tiefergehende Gegenüberstellung jedoch noch aussteht, lassen sich umwälzende Gemeinsamkeiten erkennen. In dieser Hinsicht sind neben den vergleichbaren Beschreibstoffen und Schriftzeichen vor allem auch die vergleichbaren Schreibordnungen, der unregelmäßige Gebrauch von Trennungszeichen, die verbreitete Anwendung literarischer Stilmittel wie dem Stabreim, sowie die Herkunft aus naturreligiösen Kulturen zu benennen. Zuletzt vermutete H. Werner im Jahr 2007, wegen der formalen Ähnlichkeit der Schriftzeichen, den gemeinsamen Ursprung der Schriften.<sup>55</sup> Allerdings hatte schon O. Schrader im Jahr 1906 bemerkt, dass die germanistische Forschung für „derartige Erörterungen weder vorbereitet noch ihnen besonders ge-

neigt ist.“<sup>56</sup> Vielmehr wurde der Germanenmythos seit der antiken Renaissance folgenreich propagiert und wirkt bis in die Gegenwart nach. Zuweilen forderte J. Jarnut die konsequente Abschaffung des obsoleten „Germanenbegriffs“, weil es eine geschlossene Großgruppe der Germanen nie gegeben hat.<sup>57</sup> Damit hebt sich Werners Behauptung des gemeinsamen Ursprungs von Runen in Asien und Europa als vielversprechend hervor. Allerdings berührt diese Ansicht prinzipielle Annahmen über die Vorwelt und wälzt diese um. Denn nach der verbreiteten Auffassung haben die türkische und europäische Zivilisation ursprünglich nichts gemein. Betrachtet man jedoch die schriftgeschichtlichen Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten, dann erweist sich diese Grundannahme als falsch und erfordert eine Veränderung der vorgefassten Annahmen. Hierfür bieten sich drei grundlegende Möglichkeiten. Zum einen kann die landläufige Auffassung angeführt werden, wonach sich die Kulturzeugnisse in Asien und Europa zufällig ähneln. Dies würde, wie bisher, die Prämissen des Germanenmythos unberührt lassen. Doch selbst in dieser Hinsicht lässt sich die herkömmliche Forschungsperspektive nach der historischen Verwandtschaft der Kulturen hin zur Erforschung der Gemeinsamkeiten der Kulturen unabhängig von ihrer Verwandtschaft führen, wozu zumal der zunehmende gesellschaftliche Kulturkontakt im Zeitalter des Globalismus drängt. Es lassen sich jedoch auch transzendentale Regelmäßigkeiten erforschen, wonach Menschen von Natur aus, unabhängig voneinander, dieselben Schriftzeichen, denselben Schriftgebrauch und die Affinität zum selben rhetorischen Stilmittel entwickelten. Hierbei ist die Entdeckung bislang unbekannter historischer Begegnungen nicht auszuschlie-

ßen. Die zweite Möglichkeit ist es, die kulturellen Ähnlichkeiten auf eine solche Begegnung der Kulturen in unbekannter Vergangenheit zurückzuführen, bei dem ein Austausch stattgefunden hat und die Kulturen sich gegenseitig geprägt haben. Im Fall der Runenschrift, sowie der türkischen und europäischen Kultur, wäre dies eine bahnbrechende Annahme, die ganz neue Forschungsperspektiven und Entdeckungsmöglichkeiten für die Archäologie, Ethnologie, Linguistik und Geschichtswissenschaft eröffnet. Drittens bietet es sich an, eine Urkultur zu vermuten, die sich transkontinental verbreitete und entsprechende Spuren hinterließ. Ähnliche Vermutungen wurden von Europa im Sinn des Germanenmythos behauptet und propagiert. Dem entgegen behauptete vor allem die türkische Geschichtsschreibung im Rahmen der so genannten „Sonnensprachtheorie“ und „Türkischen Geschichtsthese“ die Urtonlichkeit des Türkischen in der Zivilisationsgeschichte. Die Entdeckung von „Runen“ in Asien und ihre Gemeinsamkeiten mit solchen Europas widersprechen den vorherrschenden, somit in der Regel vorgefassten, Annahmen über die Vergangenheit. Dabei wurde die Auseinandersetzung mit den türkischen Runen in der europäischen Wissenswelt weitgehend vernachlässigt, wenn nicht gemieden, sodass sie in Europa weitgehend in Vergessenheit gerieten. Dadurch wurde eine eigentlich notwendige Veränderung der vorgefassten historischen Vorstellungen und Annahmen hin zur schärferen Quelleninterpretation hinausgezögert und im 20. Jahrhundert durch den Nationalsozialismus erst recht unterbunden. Dessen politischer Missbrauch der Runenschrift belegte deren Erforschung außerdem nachwirkend mit einem Tabu.<sup>58</sup> So ist die Erforschung von

türkischen Runen in der wissenschaftlichen Disziplin der Turkologie und die Erforschung der europäischen Runen in der Anglistik, Germanistik und Skandinavistik, bislang ohne ihre tiefergehende Gegenüberstellung, erfolgt. Die Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten der Schriften fordert die aktuelle Forschung daher heraus, die vorgefassten Annahmen entsprechend zu verändern. Nach Wind ist rückwirkend die Veränderung unserer Handlungen und damit der Welt garantiert. Um die besagte Rückwirkung der historischen Erkenntnis auch außerhalb der speziellen Forschungspraxis, an den alltäglichen Handlungen der Menschen zu erproben, müsste zunächst die erforderliche Veränderung des vorgefassten Wissenssystems verwirklicht und die Erkenntnisse öffentlich vermittelt werden. Angesichts der politischen und gesellschaftlichen Diskrepanzen zwischen Asien und Europa, vor allem der türkischen und europäischen Kultur, sind die benannten Aspekte ihrer Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit äußerst vielversprechend für die Völkerverständigung. Die Konfrontation mit ihren historischen Gemeinsamkeiten verändert unser Geschichts-, in weiterer Folge unser Selbst-, Fremd- und Weltbild und lässt damit auch eine Veränderung in unseren Handlungen erwarten. Die erneuerten Annahmen über den historischen Zusammenhang von Runen in Asien und Europa müssten nach Winds Theorie der Geschichtsforschung wieder an individuellen Objekten der zu erforschen Welt erprobt werden. Wobei uns nach Wind die Aufgabe zufällt, das jeweilige Ergebnis „durch Vernunft nicht zu bestreiten, sondern nur zu verstehen zu versuchen“.

## Fazit

Die vorliegende Arbeit verfolgte das Ziel der Erprobung von Edgar Winds Thesen zur Geschichtsforschung an einem historischen Untersuchungsgegenstand. Am Beispiel der Gemeinsamkeiten der alttürkischen Schriftzeugnisse in Asien mit europäischen Runen hat sich erwiesen, dass Winds „Theorie der Verkörperung“ als wirklich betrachtet werden darf. Die hypothetisch vorausgesetzten Annahmen sind notwendig zur Quelleninterpretation und deren wirkliche Gültigkeit abhängig vom Ergebnis derselben. Die Rückwirkung der umwälzenden Erkenntnis von Gemeinsamkeiten der türkischen und europäischen Runen ist hinsichtlich der Forschungsmethoden in Form einer notwendigen Veränderung der vorgefassten Annahmen nachweisbar. Die Gültigkeit von Winds Thesen zur Geschichtsforschung ist damit erwiesen und der Aspekt der Selbstverwandlung des Menschen durch seine historische Erkenntnis zumindest in den Forschungsansichten zu beobachten. Die Frage nach den Gemeinsamkeiten von türkischen und europäischen Runen greift dabei in eine massive Forschungs- und damit Wissenslücke. Damit berührt man zudem gesellschaftsrelevante Themen, vor allem in Deutschland, wo ca. drei Millionen türkeistämmige Menschen leben. Welche Rückwirkungen im historischen Erkenntnisverlauf genau eintreffen werden, lässt sich nicht vorherwissen. Prinzipiell kann man jedoch seine Vorstellungen an individuellen Objekten der erfahrbaren Welt zu verkörpern und zu beobachten, damit zu erproben versuchen. Eine historische Entdeckung und Erkenntnis ist dabei mehr oder weniger, aber immer weltverändernd und kann als Katalysator für Selbsttransformation in die Gesellschaft

getragen werden. Die Rolle der Geschichtsforschung und historischer Erkenntnisse sind hierbei weiter zu verfolgen.

### Quellen- und Literaturverzeichnis

Düwel, Klaus, *Runenkunde* (Sammlung Metzler 72), 4. Auflage, Stuttgart/Weimar 2008.

Hunger, Ulrich, *Die Runenkunde im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Ideologiegeschichte des Nationalsozialismus* (Europäische Hochschulschriften 3. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 227), Frankfurt am Main et al. 1984.

Jarnut, Jörg, *Plädoyer für die Abschaffung eines obsolet Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung*, in: Pohl, Walter (Hrsg.), *Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters* (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften 322. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8, Wien 2004, S.107-113.

Schrader, Otto, *Sprachvergleichung und Urgeschichte. linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des Indogermanischen Altertums*, Jena 1906.

Werner, Heinrich, *Die Glaubensvorstellungen der Jenissejer aus der Sicht des Tengrismus* (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica 73), Wiesbaden 2007.

Wind, Edgar, *Das Experiment und die Metaphysik. Zur Auflösung der kosmologischen Antinomien*, Frankfurt am Main 2001.

Ders., *Das Experiment und die Metaphysik*, in: Ders. (2001), S. 213-222.

Ders., *Über einige Berührungspunkte zwischen Naturwissenschaft und Geschichte*, in: Ders. (2001), S. 254-269.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Wind, Edgar, *Über einige Berührungspunkte zwischen Naturwissenschaft und Geschichte*, in: ders., *Das Experiment und die Metaphysik. Zur Auflösung der kosmologischen Antinomien*, Frankfurt am Main 2001, S. 254-269, S. 268.

<sup>2</sup> Im Jahre 1936 erschien diese Abhandlung in englischer Sprache als „Some Points of Contact between History and Natural Science“ in der Festschrift an Ernst Cassirer in Oxford. Sie stammte vermutlich aus Winds verloren gegangener Hamburger Probevorlesung mit dem Titel „Die experimentelle und die hermeneutische Methode“. In der vorliegenden Arbeit wird die nach den im Wind-Archiv in Oxford befindlichen Originaltyposkripten neu herausgegeben deutschsprachige Ausgabe gebraucht. Vgl. Ebd., S. 254.

<sup>3</sup> Vgl. Wind, Edgar, *Das Experiment und die Metaphysik*, in: ders., *Das Experiment und die Metaphysik. Zur Auflösung der kosmologischen Antinomien*, Frankfurt am Main 2001, S. 213-222, S. 213.

<sup>4</sup> Wind (2001), S. 254f.

<sup>5</sup> Ebd., S. 267.

<sup>6</sup> Ebd., S. 98.

<sup>7</sup> Ebd., S. 9f.

<sup>8</sup> Ebd., S. 255f.

<sup>9</sup> Ebd., S. 257f.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 262.

<sup>12</sup> Ebd., S. 73f.

<sup>13</sup> Ebd., S. 216.

<sup>14</sup> Ebd., S. 70.

<sup>15</sup> Ebd., S. 73.

<sup>16</sup> Ebd., S. 263.

<sup>17</sup> Ebd., S. 70f.

<sup>18</sup> Ebd., S. 12f., 44f.

<sup>19</sup> Hier spricht Wind vom Versuch einer widerspruchsfreien Vorstellung von einem Gott, einem „unendlichen“ und allwissenden Wesen. Vgl. Ebd., S. 110f.

<sup>20</sup> Ebd., S. 159.

<sup>21</sup> Ebd., S. 99.

<sup>22</sup> Ebd., S.111.

<sup>23</sup> Ebd., S. 96.

<sup>24</sup> Ebd., S. 86.

<sup>25</sup> Ebd., S.85.

<sup>26</sup> Ebd., S. 96.

<sup>27</sup> Ebd., S. 111.

<sup>28</sup> Ebd., S. 84.

- <sup>29</sup> Ebd., S. 96.
- <sup>30</sup> Ebd., S. 84f.
- <sup>31</sup> Ebd., S. 85.
- <sup>32</sup> Ebd., S. 85.
- <sup>33</sup> Ebd.
- <sup>34</sup> Ebd., S. 98.
- <sup>35</sup> Ebd., S. 86.
- <sup>36</sup> Ebd., S. 83.
- <sup>37</sup> Ebd., S. 86.
- <sup>38</sup> Ebd., S. 264.
- <sup>39</sup> Ebd.
- <sup>40</sup> Ebd., S. 85.
- <sup>41</sup> Ebd.
- <sup>42</sup> Ebd.
- <sup>43</sup> Ebd., S. 266.
- <sup>44</sup> Ebd., S. 267.
- <sup>45</sup> Ebd., S. 267.
- <sup>46</sup> Ebd.
- <sup>47</sup> Ebd., S. 257f.
- <sup>48</sup> Ebd., S. 264.
- <sup>49</sup> Ebd., S. 265.
- <sup>50</sup> Ebd., S. 266.
- <sup>51</sup> Ebd., S. 268.
- <sup>52</sup> Ebd., S. 269.
- <sup>53</sup> Ebd., S. 268.
- <sup>54</sup> Düwel, Klaus, *Runenkunde* (Sammlung Metzler 72), 4. Auflage, Stuttgart/Weimar 2008, S. 2.
- <sup>55</sup> Werner, Heinrich, *Die Glaubensvorstellungen der Jenissejer aus der Sicht des Tengrismus* (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica 73), Wiesbaden 2007, S. 145f.
- <sup>56</sup> Otto Schrader, *Sprachvergleichung und Urgeschichte, linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des Indogermanischen Altertums*, Jena 1906, S. 136.
- <sup>57</sup> Jarnut, Jörg, *Plädoyer für die Abschaffung eines obsolet Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung*, in: Pohl, Walter (Hrsg.), *Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters* (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften 322. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8, Wien 2004, S. 107-113, S. 107f.
- <sup>58</sup> Hunger, Ulrich, *Die Runenkunde im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Ideologiegeschichte des Nationalsozialismus* (Europäische Hochschulschriften 3. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 227), Frankfurt am Main et al., passim.

### Zum Autor:

Geb. 1990, seit 2009 Studium der Philosophie und Geschichte in Köln im Zweifach-Bachelorstudiengang. Studienabschluss 2018, Thema der Abschlussarbeit: „Runen“ in Asien und Europa? Eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung zur Erforschung der Frage nach dem historischen Zusammenhang alttürkischer Schrift und Runen.